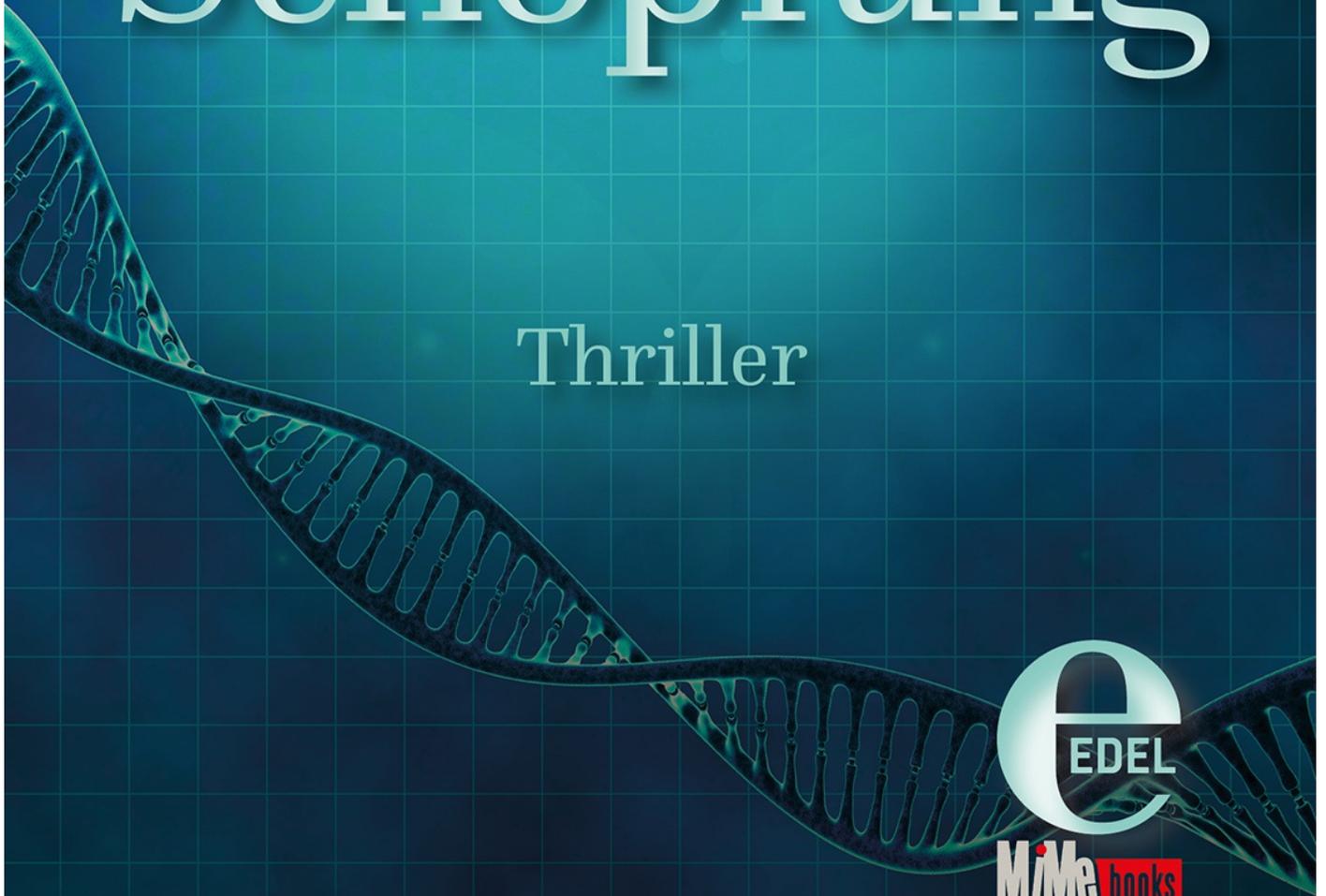


REGINA GÄRTNER

Tödliche Schöpfung

Thriller



e
EDEL
MiMe books

täuschen lassen – sonst hatte man bereits verloren.

»Ach, komm. Ich als dein persönlicher Leibarzt erlaube es dir, quasi als medizinische Anordnung.« Zucker füllte, ohne den Widerspruch gelten zu lassen, zwei Gläser mit einer goldenen Flüssigkeit. »Single Single Malt. Den bewahre ich nur für gute Freunde auf. Steinalt. So alt, wie du einmal werden wirst.« Er hielt Rudolph ein Glas hin, der es schließlich nahm. »Prost! Auf die Gesundheit und das hohe Alter.«

Beide tranken einen Schluck. Rudolph nippte nur kurz an der Flüssigkeit, während Zucker ganz gegen seine Gewohnheit das Glas in einem Zug trank. Er war nervös. Der Whisky sollte ihm helfen, dies zu überspielen. Zucker schenkte sich nach und setzte sich auf den Ledersessel neben dem Sofa.

»Oder fühlst du dich krank?«

»Nein, sollte ich?«, fragte Rudolph mit einem warnenden Unterton.

»Bestimmt nicht. ... Na bitte, es hätte mich auch sehr gewundert. Ha, ha, ha.« Zuckers Lachen klang ein Quäntchen zu gekünstelt.

Rudolph lächelte frostig. »Also, was war mit Cramer?«

»Der Arme.« Zucker hielt mit beiden Händen krampfhaft das Glas fest. Er schlug einen mitleidigen Ton an. »Cramer hatte Herzrhythmusstörungen. Ich hatte das bereits vor Beginn der Behandlung bei ihm festgestellt. Es war ein Risiko, dessen er sich voll bewusst war. Trotzdem bestand er auf einer Behandlung. Ich hab ihm deswegen von Anfang an entsprechende Medikamente verschrieben. Offenbar hat er sie nicht so regelmäßig eingenommen, wie ich es ausdrücklich angeordnet hatte. Er war kein besonders disziplinierter Mensch. Durch ein Vorhofflimmern im Herzen wurden Blutgerinnsel erzeugt, die vom Blutstrom direkt ins Gehirn geschwemmt wurden. Es ist nicht selten, dass ein Schlaganfall durch eine Herzkrankheit verursacht wird.« Zucker sah Rudolph an und lächelte beruhigend. »Wirklich schade um Cramer. Er hätte genauso gut noch einige Jahrzehnte damit leben können.«

»Hat er aber nicht«, sagte Rudolph trocken. Er blickte Zucker direkt in die Augen und machte eine bedeutsame Pause. »Weswegen ich hier bin, ist eine kleine Feststellung«, begann er. »Eine kleine Feststellung, die ich gerne aus deinem Mund hören möchte. Ich bin kein Mediziner. Ich muss dir blind vertrauen. Ich möchte nur ein schlichtes Ja oder ein schlichtes Nein hören, mehr nicht. ... Hat Cramers Tod irgendetwas mit unserem Projekt zu tun?«

Zucker setzte seinen vertrauenerweckendsten Blick auf. Ärzte mit seinen Erfahrungen haben viel Übung darin, vertrauenerweckende Blicke aufzusetzen. »Nein, es hat absolut nichts damit zu tun. Ich kann dir versichern, dass Ralf Cramers Tod nichts mit unserem Projekt zu tun hat.«

Eine Augenbraue Rudolphs schnellte hoch. »Gut! Das ist gut! Mehr wollte ich nicht wissen. Entschuldige, wenn ich dich von deiner Arbeit abgehalten habe.«

»Aber was denn? Für dich hab ich doch immer Zeit. Ich bitte dich.« Mühevoll gewann Zucker seine Souveränität zurück. Sein Lächeln entspannte sich. Er setzte seinen Plauderton auf. »Wie war unsere kleine Party denn noch, nachdem ich Sonntagabend so unverhofft schnell aufbrechen musste?«

»Das Übliche halt.« Rudolph war nicht in Small-Talk-Stimmung. »Ich bin kurz nach

Cramers Zusammenbruch gegangen. Irgendwie vergeht einem ja doch die gute Laune. Cramer machte auf mich immer einen sehr loyalen Eindruck, obwohl ich ihn nie näher kennen gelernt habe. Schade, jetzt ist es zu spät.«

»Ja, es ist wirklich bedauerlich.« Zucker bedauerte den Tod Cramers aufrichtig. Neben all den Schwierigkeiten und Fragen, die er aufwarf, war der Zeitpunkt auch noch denkbar ungünstig. Aber nachdem das Projekt jetzt seit vier Jahren bestens voranschritt, musste es ja irgendwann einmal zum Zwischenfall kommen. »Möchtest du noch einen?« Zucker deutete auf Rudolphs leeres Glas.

»Nein, danke. Ich hab gleich eine wichtige Sitzung. Außerdem hab ich sowieso das Gefühl, dass ich nicht mehr so gut gegen Alkohol ankomme wie früher. Es nutzt ja doch nichts. Letztendlich werden wir doch älter. So oder so.«

»Lieber so, wenn du mich fragst«, lachte Zucker viel sagend. »Wie wäre es, da du doch gerade hier bist: Deine Kontrolluntersuchung steht für Ende nächster Woche an. Wenn du willst, können wir es aber auch gleich machen. Es dauert nicht lange. Ein bisschen Blut abzapfen, ein kurzes Belastungs-EKG. Ein Kontrollgang auf die Waage. In anderthalb Stunden bist du wieder hier raus. Wann fängt die Sitzung an?«

Rudolph schaute auf seine Armbanduhr und überlegte. »Das reicht nicht. Wenn du willst, kannst du mir schon das Blut abnehmen. Dann hab ich das wenigstens hinter mir. Ich hasse euch Ärzte. Ihr seid alle Vampire. Die übrigen Unannehmlichkeiten müssen wir auf nächste Woche verschieben.«

»Gut, also nur Blut abnehmen.« Zucker stand auf und ging zu seinem Schreibtisch. Er drückte einen kleinen Knopf seiner Telefonanlage. »Bitte bringen Sie mir alles für eine Blutabnahme ins Zimmer.«

»Professor Zucker«, schob eine weibliche Stimme hastig dazwischen, bevor Zucker sie wieder aus der Leitung schmiss. »Es haben schon wieder verschiedene große Zeitungen angerufen. Auch zwei Fernsehsender bitten um ein Interview mit Ihnen.«

»Ach ja, die Medien. Bitte veranlassen Sie, dass die Krankenhausleitung für morgen um elf Uhr eine Pressekonferenz einberuft. Ich werde dann anwesend sein, um die lästigen Fragen zu beantworten. Und lassen Sie bitte einen der Sanitäter dazu einladen, die am Sonntagabend den Rettungswagen gefahren haben.«

Zucker ließ den Knopf los. Nichts wäre ihm lieber gewesen, als die Sache nicht an die große Glocke hängen zu müssen. Aber Cramer war eine bekannte Persönlichkeit und die Öffentlichkeit war an den Umständen seines Todes interessiert. Es ließ sich nicht vermeiden. Er musste öffentlich Stellung beziehen. Der Sanitäter würde im Zweifelsfalle bestätigen, dass man Cramer in seinem eigenen Haus abgeholt hatte. Wahrscheinlich war es sogar besser, den gewohnten Gang der Dinge einzuhalten. Sonst würden wieder einige überschlaue Journalisten auf die Idee kommen, es gäbe etwas, das verborgen bleiben sollte.

Zucker wartete einige Minuten, nachdem Rudolph sein Büro verlassen hatte. Dann wählte er eine Nummer und wartete. Nach einigen Sekunden meldete sich eine tiefe männliche Stimme.

»Magnus, hier ist Carl.«

»Carl, was gibt es? Ich habe nicht viel Zeit.«

»Rudolph war gerade hier. Er wollte wissen, was es mit Cramer auf sich hatte.«

»Und? Konntest du ihn zufrieden stellen?«

»Ich denke schon«, antwortete Zucker wahrheitsgemäß. »Er war nicht besonders wissbegierig. Er wollte lediglich wissen, was passiert ist und ob es etwas mit uns zu tun hat.«

»Was hast du ihm geantwortet?«

»Dass es natürlich überhaupt nichts mit unserer Geschichte zu tun hat.«

»Etwas anderes wäre auch fatal.« DeLamottes Stimme klang bedrohlich.

Zucker musste schlucken. Es wäre sogar katastrophal. »Ich fahre jetzt zum Club und werde versuchen, einige Fragen zu klären. Kommst du heute Abend in den Club?«

»Ja. Treffen wir uns dort. Es wird dauern, bis ich hier wegkomme.

»Macht nichts. Ich hab genug zu tun.«

»Carl, informiere mich umgehend, egal zu welchem Ergebnis du kommst.« DeLamotte war beunruhigt. Er wollte nicht, dass Rudolph, in welcher Weise auch immer, an ihrem Projekt zweifelte. Tausendmal hatte er Zucker eingebläut, dass Rudolph der wichtigste Patient war, den er hatte. Er bedeutete weitaus mehr als nur ein guter Partner; er war die Versicherung einer wachsenden Umsatzspanne für das nächste Jahrhundert. Rudolph und DeLamotte würden sich die gigantischen Umsätze teilen. DeLamotte befand sich in wahrer Goldgräberstimmung. Zurzeit stand Rudolph in Erfolg versprechenden Verhandlungen mit den neuen Machhabern des vormals als Zaire bekannten Landes. Neue Machthaber sind bekanntlich geldhungrig und berühmt dafür, sich mit uralten Versprechungen über Arbeitsplätze und Wirtschaftsaufschwung bestens übers Ohr hauen zu lassen. Sie kooperierten nicht nur, weil es ihnen selbst Geld brachte. Sie kooperierten gerne. Es war für gewöhnlich die erste Anerkennung als neue Staatslenker. Lange bevor ihre eigene Bevölkerung oder andere Regierungen sich mit dem neuen Zustand abgefunden hatten, machten ihnen die diversen Wirtschaftsvertreter ihre Aufwartung. DeLamotte würde so viel Geld mit seinem neuen Projekt machen, dass es egal war, wie viele Geldkoffer Rudolphs Leute neben den Schreibtischen verschiedener hoher Amtsträger vergaßen. Taschengeldpolitik – so nannte DeLamotte dieses Verfahren insgeheim.

»Magnus, ich werde morgen Vormittag eine Pressekonferenz geben.«

»Muss das sein?«, bemerkte DeLamotte unwirsch.

»Ja. Ich hab auch keine Lust dazu, aber als Arzt dieses Krankenhauses muss ich es tun. Cramer war immerhin bekannt und eine wichtige Persönlichkeit. Es ist sogar besser so. Auf diese Weise verhindern wir unangenehmere Fragen.«

»Du hast recht«, lenkte DeLamotte ein.

»Bis später dann.« Zucker legte auf. Cramer war ein bedeutender Mann gewesen. DeLamotte würde sich schleunigst Gedanken über den Nachfolger machen müssen. Das war ein heikles Thema, an das Zucker nur mit Unbehagen dachte. Cramer war der Mensch, der sich in den letzten Jahren wiederholt stark gemacht hatte, wenn es um die Subvention seiner so genannten Krebsforschung mit europäischen Fördermitteln ging. Zucker hatte mit Hilfe von Cramer vor sechs Jahren zum ersten Mal seinen Förderantrag durchgeboxt, trotz der Fülle an Konkurrenz. Er hatte es vor sechs Jahren geschafft, er hatte es vor drei Jahren geschafft und er hatte die Räder bereits in Gang gesetzt, um den aktuellen Antrag bis zur

Genehmigungsphase zu bekommen. Das Verfahren war langwierig und sehr undurchsichtig für jemanden, der keine oder wenig Ahnung von den Hierarchien und Abläufen der europäischen Politik hatte. Aber Cramer hatte alles, was er brauchte: er besaß die Informationen, er saß im richtigen Ausschuss, er kannte das Auswahlverfahren wie seine Westentasche und er wusste, welche Ausschussmitglieder welche Schwächen hatten. Dieses Wissen war pures Gold wert.

Cramer war einer der Ersten, die von Zucker behandelt worden waren. Er wollte kein Geld für seine Gefälligkeiten, die er DeLamotte erwies. Cramer hatte eigene Pläne für sein Leben.

Zucker nahm seinen ledernen Aktenkoffer zur Hand und öffnete ihn. Er steckte die Röhren mit dem Blut von Rudolph in eine kleine Seitentasche. Aus seinem Schreibtisch nahm er den geheimen Autopsiebericht von Cramers Leichnam und verstaute die Akte ebenfalls im Koffer.

Rudolph saß auf dem Rücksitz seiner dunkelblauen Limousine. Er wusste bereits vor seinem Besuch bei Zucker, was dieser ihm antworten würde, aber er wollte ihm bei seinem *Nein* in die Augen sehen. Selten täuschte ihn sein Instinkt oder seine Intuition. Er hatte es nicht allein durch Fleiß und Engagement zu seiner jetzigen Position gebracht. Das Erkennen der Schwächen seiner Mitmenschen hatte enorm dazu beigetragen. Nun war er beunruhigt. Der plötzliche Tod Cramers hatte etwas Eigenartiges, fast Mysteriöses an sich. Zucker war nicht bereit, die wahre Ursache zu nennen. Da steckte mehr dahinter. Irgendetwas hatte ihn an Zuckers Beschwichtigung gestört.

Möglicherweise war es das Flattern der Augenlider gewesen. Lügner, so sagt man, klimpern mit den Augen, wenn sie die Unwahrheit erzählen. Verliebte blicken sich tief in die Augen, um die Liebe des anderen zu ergründen. Menschen, die einander hassen, drücken ihre Feindschaft mit Blicken aus. Die Augen waren der körperliche Zugang zur Seele eines Menschen. Und bei Zucker stimmte da etwas nicht. Er verbarg etwas.

*

Tamaras Überstunden hätten jedem Gewerkschafter die Zornesröte ins Gesicht getrieben. Es war spät, aber noch nicht zu spät für einen Besuch bei dem kleinen Mädchen. Eine Schwester kam gerade aus der Tür von Manous Zimmer. Die Schwester erkannte sie und schüttelte den Kopf. »Guten Abend, Dr. Koenig. Können Sie nicht etwas machen? Die Besuchszeit ist bereits um und die Eltern von dem afrikanischen Mädchen wollen partout nicht gehen.«

»Sie sind immer noch da?«, fragte Tamara erstaunt.

Die Schwester nickte mit einem entmutigten Blick.

»Ich schau mal. Wie geht es der Kleinen? Ist sie schon wieder wach?«

»Ja, seit vier Stunden ungefähr. Es geht ihr den Umständen entsprechend gut. Alle Werte sind stabil. Ich bin gerade dabei, ihr eine schmerzstillende Spritze zu holen. Davon wird sie selbstverständlich wieder einschlafen.«

Tamara trat ins Zimmer. Manous Eltern saßen vor ihrem Bett wie vor neun Stunden. Sie

begrüßte alle und richtete ihren Blick auf das Mädchen. »Hallo, Manou. Wie geht es dir?«

Das Mädchen blickte matt zu ihren Eltern, als wolle sie fragen, ob sie eine Antwort geben durfte. Die Eltern nickten ihr beherzt zu.

»Tut särr weh«, sagte sie mit gequälter Stimme.

»Ja, das glaub ich dir. Das war auch ein wirklich großer Bösewicht in deinem Bauch. Darf ich mal sehen? Ich bin auch ganz vorsichtig.«

Das Mädchen schob langsam die Decke von ihrem Körper. Tamara lüftete das Krankenhaushemd.

»Hmmm.« Sie prüfte den Katheterbeutel, der jetzt schon nicht mehr so voll war wie am Morgen. »Sieht doch alles ganz gut aus. In ein paar Tagen wirst du schon rumlaufen können und in drei Wochen kannst du wieder mit den anderen Kindern spielen. Jetzt bekommst du noch ein Schmerzmittel. Dann tut der Bauch nicht mehr weh und du kannst die ganze Nacht ruhig schlafen.«

Manou nickte verständlich. Sie schien von der Operation und der Betäubung noch ziemlich mitgenommen.

»Leider können deine Eltern nicht hier bleiben. Aber wenn du morgen früh aufwachst, dürfen sie dich wieder besuchen. Okay?«

Jetzt nickte Manou nicht mehr. Sie sah ihre Eltern mit einem ängstlichen Blick an.

»Es tut mir Leid, aber Sie können wirklich nicht hier bleiben. Morgen dürfen Sie wieder kommen. Aber ich verspreche Ihnen, dass es Ihrer Tochter hier gut gehen wird. Wenn sie Schmerzen hat, kann sie jederzeit die Nachtschwester rufen. Hier, mit diesem Knopf.« Tamara griff zu einem Kabel, das an dem mobilen Nachttisch befestigt war. Am Ende war eine kleine Tastatur.

»Passen Sie auf: ich drücke hier drauf und die Schwester kommt sofort.« Gebannt schauten die vier zur Tür. Glücklicherweise öffnete sie sich keine Minute später – erstaunlich prompt. »Danke, Schwester. Es ist nichts, nur ein kleiner Test.«

Die Schwester verzog genervt ihr Gesicht, sagte aber nichts und schloss die Tür hinter sich.

Die Eltern schauten sich zögernd an. Hatte Tamara sie überzeugen können? »Bitte, Sie brauchen den Schlaf genauso dringend wie Ihre Tochter.«

Mutlos stand die Mutter von dem Stuhl auf. Wer weiß, was in ihrem Land Brauch war, wenn ein Kind im Krankenhaus lag.

»Wirklich, Ihrer Tochter geht es gut hier«, versicherte Tamara.

In diesem Moment ging die Tür auf und die Schwester trat wieder in den Raum. Tamara zeigte auf sie. »Die Schwester wird die ganze Nacht hier auf der Station bleiben und aufpassen, dass es Ihrer Tochter gut geht. Nicht wahr?«

Nun lächelte die Schwester versöhnlich. »Wenn irgendetwas sein sollte, steht sofort Hilfe bereit.«

Das wirkte. Vorsichtig umarmten die Eltern ihre Tochter. Die Mutter strich ihr über den Kopf und sagte irgendetwas für Tamaras Ohren Unverständliches. Müde und abgespannt verließen die beiden das Zimmer.

Die Schwester spritzte das Mittel in den Tropf, so dass es langsam mit der Flüssignahrung durchsickern würde. Das Mädchen schaute ihr ängstlich zu.